

Geschenkte Zeit

Foto: Kata Schiller



Er ist einer der großen Geheimtipps unserer Zeit. Am 5. Januar wird der Cellist **Miklós Perényi** 70 Jahre alt. Höchste Zeit für ein erstes Porträt.

Von Arnt Cobbers

Für András Schiff ist er schlichtweg „der größte Cellist der Welt“, das hat der kaum zum Überschwang neigende Pianist in seinem jüngsten Gesprächsbuch noch einmal betont. Und wer Miklós Perényi im Konzert oder auf CD hört, wird sich kaum seinem Spiel entziehen können. Dennoch ist der Ungar ein Geheimtipp geblieben. Ein von den Kollegen hochgeschätzter Mann, der zwar mit den großen Orchestern und Dirigenten spielt. Der aber nie Starruhm genossen hat. Und in der Tat umweht den Cellisten so gar nichts von einer genialischen Aura. Freundlich und nett wirkt er, ein geradezu gütig glickender älterer Herr im altmodisch-legeren Jackett, und auch seine Bühnenpräsenz ist sachlich, sein Spiel von einer unfassbaren Beiläufigkeit, so souverän, dass was bei anderen höchst schwierig, bei ihm ganz einfach wirkt. Hinzu kommen sein wunderbarer, erdiger Klang und seine instinktsichere Musikalität, die alles schlichtweg „richtig“ wirken lässt, was er macht.

Frappierend war das auch im Meisterkurs zu sehen, bei dem ich ihn im Sommer in Verbier beobachten konnte. Welten taten sich auf zwischen ihm und den wahrlich nicht schlechten Studenten. Da spielte der junge Virtuose einen Abschnitt, Perényi hörte zu, sagte: „Ja, aber ich denke, so wäre es besser“ oder „Ich mache das so“, spielte dann denselben Abschnitt – und plötzlich blühte die Musik auf, bekam Kontur und Leben, wie man es nicht für möglich gehalten hätte. Perényi unterrichtet, zumindest war es das, was ich erlebte, indem er vorspielt, Möglichkeiten aufzeigt, aber nicht, indem er analysiert und verbalisiert.

Das zeigte sich auch im Interview hinterher in seiner Festivalwohnung. Perényi spricht ein gutes, wenn auch etwas eingerostetes Deutsch, was auch mal zu Missverständnissen führt.

So fragte ich ihn, ausgehend von András Schiffs Superlativ, was denn einen großen Musiker ausmache. Und er bezog das auf sich: „Spielen, komponieren, unterrichten“, und er habe noch viele Pläne. Als er die Frage richtig ver-

standen hatte, meinte er: „Vor allem die Erfahrung. Begegnungen mit Stücken, starke Erlebnisse, die neue Gedanken stimulieren. Das muss man aufarbeiten und weiterdenken.“

Er selbst, erzählt er dann, habe viel gelernt von seinem ersten Lehrer Miklós Zsámboki, einem Schüler David Poppers, und vom Leiter des Studentenorchesters an der Franz-Liszt-Akademie, der sehr viel analysiert habe bis hin zum einzelnen Ton. 1963, mit 25 Jahren, gewann Perényi den Internatio-

„Wenn man mutig ist, kann man jede Hürde überwinden.“

nalen Casals-Wettbewerb in Budapest und arbeitete anschließend mehrere Sommer intensiv in Zermatt und Marlboro mit Casals zusammen. „Es war ein großes Erlebnis, bei ihm zu studieren. Und dann die Zusammenarbeit mit Kollegen wie Zoltán Kocsis und György Kurtág und Peter Eötvös, der immer meine Kompositionen sehen wollte. Und natürlich mit András Schiff in den letzten 20, 25 Jahren. Solche Begegnungen können sehr befruchtend sein.“

Versucht man das Geheimnis seines Spiels zu ergründen, so antwortet er zunächst einmal erstaunlich technisch, mit Details zur Bogenführung, dem Gewicht, das man geben müsse, dem schnellen Wechsel besonders in den unteren Lagen. Ganz wichtig sei das Überwinden der technischen Hürden, die das Cellospiel nun einmal stelle.

Aber wie entsteht dieser besondere Klang? „Man hat eine Vorstellung im Inneren, die man sofort umsetzen muss“, antwortet Perényi. „Nicht nachdenken, wie man die Finger platzieren soll, dann funktioniert es nicht. Das muss sozusagen automatisch kommen. Man muss beobachten, was mache ich. Aber man darf nicht innehalten.“ Und dann sagt er: „Man muss das Cello gut behandeln. Man darf kräftig spielen, aber nie brutal. Das Instrument antwortet, in diesem

CD-Empfehlungen

Beethoven: Cellosonaten; mit András Schiff (2003); ECM

Britten: Suite Nr. 3; **Bach:** Suite Nr. 6; **Ligeti:** Sonate für Cello solo; Miklós Perényi (2011); ECM



Farkas: Kammermusik für Cello Vol. 2; mit Dénes Várjon, Kristof Baráti u. a. (2015); Toccata



Sinne hat es eine eigene Persönlichkeit.“

Und nun das Wichtigste: Wie entwickelt er seine Interpretationen? „Man muss versuchen zu verstehen. Man hat eine Vorstellung von der Persönlichkeit des Komponisten und seiner Schreibweise. Und wenn man dann ein bisschen nachdenkt, kann man plötzlich ahnen, was dieses Fortissimo oder jenes Sforzato bedeutet – und das ist berührend.“ Die Basis ist also Wissen? „Ja, und mit dem Wissen im Hintergrund kann man dann auch die Vorstellung haben: Die Bahn ist frei. Man muss nur losgehen – wohin man kommt, das hängt von unseren Fähigkeiten ab. Es tauchen immer Fragen und Probleme auf, aber wenn man ein bisschen mutig ist, kann man jede Hürde überwinden.“

Seit 1974, also demnächst 44 Jahre, unterrichtet Perényi als Professor an der Lizst-Akademie in Budapest. „Ich habe immer vier, fünf, sechs Studenten, jeder bekommt zwei Stunden die Woche. Das ist nicht mein Hauptberuf. Aber ich profitiere vom Unterrichten. Es passiert immer noch, dass ich etwas lerne über ein Stück oder einen Komponisten. Dass die Studenten Ideen mitbringen, die mich überzeugen.“

Seit einigen Jahren gibt Perényi Konzerte mit einem seiner Söhne, Benjamin Perényi, am Klavier. „Wir respektieren einander“, sagt er. „Da gibt es eine Harmonie, eine sofortige Reaktion aufeinander – das ist sehr interessant.

Aber ich habe keinen ständigen Partner wie ein Eigentum sozusagen. Es ergibt sich für Aufnahmen oder Konzerte.“

Aufnahmen macht er nur noch wenige. Wie überhaupt nur noch sehr wenige CDs mit ihm im Handel sind. Früher hat er viel für Hungaroton aufgenommen, nach der Wende wurde kaum noch etwas produziert. Für ECM hat er mit Schiff Beethovens Gesamtwerk für Cello und Klavier aufgenommen (Norbert Hornig schwärmte im FF 12/04 von „be-seelter Perfektion“), 2012 erschien eine

großartige Soloplatte mit Werken von Britten, Bach (Suite Nr. 6!) und Ligeti, 2013 das Schubert-Quintett mit dem Kuss-Quartett bei Onyx. Sein aktuelles Projekt ist eine großangelegte Edition des englischen Labels Toccata mit Werken von Ferenc Farkas, der bei Respighi studiert hatte und später der Lehrer von Ligeti und Kurtág war.

Auch Miklós Perényi komponiert. „Cellostücke und Kammermusikwerke, jetzt bin ich fast fertig mit einem Quintett. Zwölftönige Musik, aber keine strengen

Schritt weiter“, sagt er und lacht wieder.

Und dann entwickelt er einen interessanten Gedanken: „Das ist Arbeit ohne Zeit. Wenn man etwas schreibt oder sich in etwas hineindenkt, dann läuft die Uhr, aber man merkt es nicht. Das ist ein Geschenk, weil man etwas bekommt von der Arbeit. Man übt, man arbeitet, und plötzlich sind vier Stunden vorbei. Aber man hat sie nicht verloren. Sondern sie sind einem geschenkt worden. Man ist weitergekommen und hat die Arbeit gar nicht bemerkt.“

Ist er manchmal zufrieden? „Zufriedenheit ist, wenn man nach dem Konzert ins Freie geht und alles fällt von einem ab, man vergisst alles – das ist schön. Aber wenn etwas nicht gepasst hat, das drückt einen. Und wenn es nur eine Kleinigkeit ist. Aber am nächsten Tag ist es wieder ok.“

Wäre ein Leben ohne Musik für ihn denkbar gewesen? „Es gab immer Musik. Mit sechs wollte ich Busfahrer werden. Aber die Musik ist immer da – Gott sei Dank. In manchen Phasen gab es andere musikalische Interessen und Einflüsse, zum Beispiel in den 80er-Jahren aus der Neuen Musik. Es ist sehr wohltuend, nicht immer nur die klassischen Musikprobleme zu lösen, sondern auch über andere Zusammenhänge nachzudenken.“

Und kann er sich vorstellen, eines Tages nur noch zu komponieren? „Das Cello ist die Hauptsache. Warum? Ich weiß nicht.

Ich gebe mir keine Antwort. Es war schon immer so. Wenn ich früher ein bisschen schlechter Laune war, habe ich das Cello genommen und mich ein bisschen ausgewaschen“, formuliert es Perényi fast besser, als man es korrekt formulieren könnte. „Und das ist noch immer so.“

Wünschen wir ihm und uns Zuhörern, dass er noch lange Cello spielen wird – und dass er noch einige wichtige Werke aufnehmen können, zum Beispiel das Schumann-Konzert. Miklós Perényi ist einfach zu gut, als dass man diese Chance verstreichen lassen sollte. ■



Foto: Szilvia Csibi

Reihen, auch zum Teil tonal. Aber ich muss über jedes Verhältnis nachdenken. Ich komme nur langsam vorwärts, aber ich bedauere das nicht. Manchmal rotieren die Gedanken, es geht nicht weiter, aber dann findet man doch einen Ausweg, und das gibt einem ein kleines Erfolgsgefühl. Das ist wie eine Medizin“, sagt er und lacht. „Man darf es nicht zu verbissen sehen, das wäre traurig. Aber das Komponieren ist mir ein inneres Bedürfnis. Nur Cello zu spielen, da würde mir etwas fehlen. Komponieren ist ein